



ZEIT ZUM ENTDECKEN

Lasst mich in Ruhe

JULIUS SCHOPHOFF hat keine Lust auf Weihnachtsfeiern und auf Verabredungen zum Lunch. Er liebt die Einsamkeit – als ewige Quelle für Kraft und Humor

Lasst mich in Ruhe

»Wir Einsamen sind wie Katzen.

Die meiste Zeit brauchen wir niemanden, wir sind uns selbst genug. Doch irgendwann kommen wir raus, voller Vertrauen in die Welt«

VON JULIUS SCHOPHOFF

W

enn ich bei der Arbeit einen Kaffee brauche, gehe ich in die Küche und mache mir einen. Kein Small Talk, keine Zerstreuung, nur Kaffee, schwarz. Mittags bin ich mit niemandem zum Essen verabredet, ich greife in den Kühlschrank und schmiere mir ein Brot. Und an Dezemberabenden, wenn andere mit der halben Abteilung auf den Weihnachtsmarkt gehen, setze ich mich in meine Leseecke und trinke ein Bier. Ich mag sowieso keinen Glühwein.

»Vermisst du es nicht, Kollegen zu haben?«

Nein. Teamfähigkeit, so steht das immer in Stellenanzeigen. Teamfähig war ich noch nie. Redaktionskonferenzen sind mir ein Graus – sofern ich mich daran erinnere. Ist schon sieben Jahre her: zwei Praktika in Berlin, zehn Wochen, meine einzige Redaktionserfahrung. Ich wollte mich die ganze Zeit verstecken. Bei der *taz* endete es damit, dass mich der Ressortchef, also der Abteilungsleiter, angebrüllt hat. Und ich ihn. Später hat er mir gemailt, ich solle meine Berufswahl überdenken.

Hatte ich aber längst getan. Wäre ich Animator oder Talkshowmoderator, wäre das eine andere Geschichte. Aber ich bin Schreiber. Und als Schreiber muss ich vor allem denken. Also: allein sein.

Irgendwann stieß ich auf einen Artikel über Brainstorming. Das ging runter wie Öl: »Gruppen generieren im Brainstorming insgesamt weniger und auch weniger erfolgreiche Ideen, als würden sich die Teilnehmer allein Gedanken machen.« So wurde Wolfgang Stroebe, ein Sozialpsychologe, da zitiert.

Ich hatte es immer gewusst! Zu zehnt seinen Gedanken freien Lauf lassen? Soll das ein Witz sein? Bei mir kommt da nichts, zumindest nichts Gutes. Brainstorming, das ist wie mit einer Horde Jungs Bier trinken: Sprüche klopfen, Anekdoten dreschen. Ganz lustig. Und so tiefgründig wie das Wattenmeer.

Ich pflege meine Einsamkeit. Ich habe noch nie etwas gepostet, gelikt oder getwittert. Ich schließe die Tür und zünde eine Kerze an. Ich schreibe per Hand. Mein Telefon hat ein Kabel und klingelt an vielen Tagen: gar nicht. Das ist gut. Ich brauche meine Ruhe.

»Nichts kann ohne Einsamkeit entstehen. Ich habe mir eine Einsamkeit geschaffen, die niemand ahnt.« Das Zitat ist von Pablo Picasso. Es stammt aus dem Jahr 1932, und so geht es weiter: »Es ist schwer, heute allein zu sein, weil es Uhren gibt.«

Uhren!

Heute haben wir die ganze Welt im

Foto: DZ

Ticker, wir wollen alles verfolgen, aber kommen kaum mit, ein Wettlauf mit der

Timeline. Und wenn wir uns vom Bildschirm aufraffen, halten wir Small Talk an der Kaffeemaschine oder treffen uns zum gemeinsamen Brainstorming. Picasso wäre durchgedreht!

Alles wird zerredet, jeder will immer alles teilen, alle suchen einen gemeinsamen Nenner. Für mich ist der kleinste gemeinsame Nenner das größte persönliche Übel. Wenn ich zu viel mit anderen bin, real oder virtuell, verliere ich meine Kraft, meine Kreativität, meine Eigenartigkeit.

Als ich auf der Journalistenschule war und eine Geschichte über einen Vogelschüt-

zer recherchierte, traf ich eine Frau, die den Kontakt herstellte. Sie hieß Nell, eine Amerikanerin, die gelegentlich als Übersetzerin arbeitete. Ich besuchte sie in ihrer Einzimmerwohnung in Reutlingen, es sah so aus, als wäre sie noch nicht eingezogen oder schon ausgezogen. Eine Kaffeemaschine hatte sie nicht. Sie reichte mir Kräutertee in einer angeschlagenen Katzenrasse und sah mich seltsam eindringlich an. Sie schreibe auch, sagte sie. Für sich. Aha, sagte ich und dachte: Merkwürdige Frau. Sie wirkte so entrückt, so allein, dass ich fast Mitleid hatte.

Drei Jahre später, sie war fünfzig, erschien ihr Debütroman, in Amerika, eine Geschichte über ein Ehepaar, das Vögel beobachtet und auch sonst viel vögelt. Die *New York Times* nannte das Buch »a wild thing« und nahm es in die Liste der *100 Notable Books of 2014* auf; der *New Yorker* schrieb: »Der Roman klingt anders als alles, was man bisher gelesen hat, und lebt von Gedanken, die zu haben man nicht gedacht hätte.« Das Buch wurde auf Deutsch übersetzt (*Der Mauerläufer*), und bald darauf sah ich Nell Zink in Unterwäsche: auf dem Cover des *ZEITmagazins*.

Ich liebe solche Geschichten. Aber auf eine Nell Zink, auf einen Picasso kommen Tausende Einsame, die nicht das Talent oder das Selbstbewusstsein haben, ihrer Einsamkeit Kunstwerke abzurufen,

Tausende, die glauben, mit ihnen stimme etwas nicht, weil sie im Großraumbüro Beklemmungen kriegen und sich irgendwie nicht danach fühlen, nach Feierabend auf den Weihnachtsmarkt zu gehen.

Alleinsein ist verdächtig. Wir müssen Ausreden erfinden, um allein sein zu dürfen. Oder haben Sie schon mal eine Einladung mit den Worten ausgeschlagen: »Nein, danke. Ich möchte heute lieber allein sein?«

Vom Einzelgänger ist es nicht weit zum Eigenbrötler, zum Sonderling, zum Kauz. Ein bisschen seltsam finden Sie mich doch auch, während Sie diesen Text lesen – oder?



Aber ich möchte nicht nur allein sein, ich muss. Sieben Jahre lang war ich Kaufmann, hatte einen Schreibtisch im Großraumbüro, hielt Small Talk an der Kaffeemaschine, aß mittags mit Kollegen beim Italiener, ging nach Feierabend auf den Weihnachtsmarkt, trank Glühwein, der scharf schmeckte, und riss Witze, die billig waren, aber ganz lustig. Um das zu kompensieren, stellte ich nachts eine Kerze auf den Schreibtisch und schrieb, bis mir die Tränen kamen. In einer dieser Nächte schrieb ich: »Kündige!«

Ich flog nach Neuseeland, ließ mir die Haare wachsen, kaufte mir ein Surfbrett und nahm mir vor, ein paar Monate in

Raglan zu bleiben, einem Surferstädtchen. Es war Sommer, perfekte Wellen, ein Hostel voller junger Leute – nach zwei Wochen bin ich geflohen. Ich zog an einen einsamen Strand, in ein Hostel, in dem niemand war außer der alten Frau, der das Haus gehörte, und ihrer Katze.

Nachts bin ich aufgewacht und habe meine Träume aufgeschrieben, bei Sonnenaufgang bin ich am Strand entlanggestrichen, und den Rest des Tages habe ich mehr oder weniger damit verbracht, meine Notizen zu lesen und zu überlegen, was das alles zu bedeuten haben könnte. Nach einer Woche war ich ein

neuer Mensch.

Wir Einsamen sind wie Katzen. Die meiste Zeit brauchen wir niemanden, wir sind uns selbst genug. Wenn wir das Gleichgewicht verlieren, ziehen wir uns zurück und lecken unsere Wunden. Aber irgendwann kommen wir wieder raus, geheilt, voller Vertrauen in uns und die Welt, bereit, uns eine Weile anzuschmiegen, sogar an Fremde, weil wir wissen, dass sie im Kern so sind wie wir.

Der Dichter Rainer Maria Rilke, der ziemlich viel allein war, träumte von einer »Liebe, die darin besteht, dass zwei Einsamkeiten einander schützen, grenzen und grüßen«. Hunde verstehen das nicht. Wenn Hunde könnten, würden sie immerzu irgendwas posten und twittern und hechelnd darauf warten, dass jemand sie likt.

Vielleicht stimmt ja, was ich oft lese und höre; vielleicht gibt es zwei Sorten von Menschen: Extrovertierte schöpfen Kraft, wenn sie unter Menschen sind. Introvertierte schöpfen Kraft, wenn sie allein sind. Aber warum hört sich »introvertiert« immer an wie eine Diagnose?

Es gibt tausend Bücher, die uns Introvertierten helfen wollen. Die Titel klingen alle gleich:

- *Auf die leise Weise: Wie Introvertierte ihre Stärken erkennen und nutzen*
- *Leise Menschen – starke Wirkung: Wie Sie Präsenz zeigen und Gehör finden*
- *Leise überzeugen: Mehr Präsenz für Introvertierte. Der Ratgeber für Alltag und Beruf*

Aber was, wenn ich gar nicht vorhabe, jemanden zu überzeugen? Wenn ich gar keine Präsenz zeigen will? Und wo, zum Teufel, sind eigentlich die Selbsthilfebücher für Extrovertierte? Alleinsein – wie traurig das immer klingt. Dabei kann es verdammt lustig sein! Ich glaube, Einsamkeit ist überhaupt die Voraussetzung für Humor.

Janosch zum Beispiel, der alte Kasper, sitzt irgendwo in der Abgeschiedenheit Teneriffas, lässt seinen Alter Ego Wondrak auf uns los und sagt in einem seiner seltenen Interviews, er wäre am liebsten unsichtbar.

Walter Moers, der Schöpfer von *Käpt'n Blaubär* und dem *Kleinen Arschloch*, entführt uns in die komischsten Fantasiewelten, während er in seiner eigenen Welt vollkommen ungestört bleibt: Das letzte öffentliche Foto von ihm ist 23 Jahre alt; man weiß nicht mal, ob er wirklich Walter Moers heißt.

Helge Schneider, der Meister des nihilistischen Witzes, ist zwar nicht gerade publikumsscheu – aber wie, bitte, sähen seine Filme aus, wenn er sie vorher in Redaktionskonferenzen besprechen würde? Nichts kann ohne Einsamkeit entstehen. Nicht mal Zeitungsartikel. Meine besseren Texte habe ich geschrieben, ohne dass jemand davon wusste. Ich habe kein Brainstorming gemacht, keine Meinungen eingeholt, nicht über die Relevanz oder den Dreh der Geschichte diskutiert. Ich habe mir meine Ideen nicht zerreden lassen.

Texte wie diesen schreibe ich, weil es mir ein Bedürfnis ist – und dieses Bedürfnis erhöhe ich erst, nachdem ich die Welt ausgesperrt habe und es einsam und still geworden ist in mir.

Aber gut, ich gebe es zu: Immerzu allein sein mag ich auch nicht. Ich habe ein paar Freunde, die ich manchmal treffe oder anrufe. Ab und zu schreiben wir uns auch Nachrichten (»Warum hast du eigentlich kein WhatsApp? Du bist der Einzige, der immer noch SMS schreibt!«). Nachmittags führe ich sogar Gespräche an der Kaffeemaschine, meine Frau ist dann von der Arbeit zurück. Oft, jetzt gerade zum Beispiel, ist es dann sehr laut vor meinem Büro, weil unsere Kinder und ihre Kindergartenfreunde durch die Wohnung jagen und kreischen und an meine Tür klopfen.

Ich freue mich über das Leben da draußen und stopfe mir Wachs in die Ohren. Das Geschrei ist nun ganz weit weg, eine dumpfe Hintergrundmusik, gerade noch laut genug, dass ich weiß, dass jemand da ist.

www.zeit.de/audio